

Gefangenentransport.

Ein Landsturmann schreibt uns aus dem Osten: Die russische Artillerie fängt schon wieder zu klingen an. Und wie sie sich eingeschossen hat! Der Beobachter muß ganz in der Nähe sein. Sehen Sie vorn diesen kleinen Hügel? Da muß er stehen. Wir wollen den Kerl ausheben. Wer meldet sich freiwillig? Fast alle, die es hören, treten vor. Es sind ihrer aber zu viele; fünf Mann wurden bestimmt. Auf allen Vieren kriechen wir vorwärts bis zu einer kleinen Bodenlentung. Jetzt geht man gebückt. Der Patrouillenführer instruiert nochmals seine Leute. Ich gehe mit ihm etwas voraus, die anderen ausgedehmt hinterher. Siehst Du da auf dem Hügel die aufgeworfene Erde? Da ist er drin. Wir müßten aber doch schon bemerkt worden sein. Warte nur ab, sie wollen uns erst ransommen lassen. Räng. — Da hast Du's. Ich renne noch einige Schritte und werfe mich hin. Ein Kopf guckt über die Brustwehr. Unser Führer hat schnell angelegt und drückt ab. Ein Wimmern wird vernommen. Der Schuß hat getroffen. Mit einem Satz sind wir oben und zwanzig Hände strecken sich uns entgegen. Der Beobachter, ein Offizier, liegt mit blutender Kopfwunde da, den Revolver noch in der Hand. Zwei Fernsprechapparate bewachen, daß unser Hauptmann recht gehabt hat. Mit dem Seitengewehr wird die Leitung durchgehauen und mit Mann und Beute der Rückweg angetreten.

Ich soll die Gefangenen zurückbringen zum Divisionsstab; dort ist die Sammelstelle. Mit meinen zehn Mann gehe ich ab. Da liegen umweit des Weges einige russische Schwereverwundete. Ich gebe meinen Gefangenen einen Wink und es war, als ob sie darauf gewartet hätten: sie machten mit Hilfe von Helfbahnen einige Tragbahnen und laden sie auf ihre kräftigen Schultern. Bald sind wir beim Stabe angelangt. Auf dem großen Outahof lagern schon an die 1200 Gefangene. Ich bin mit den meinsten schon angemeßelt und übergebe sie dem überwachenden Gendarm, der über Zahl, Art und Zeit genau Buch führt. Die Russen sitzen und liegen umher und rauchen ihre Pappros und ihren Mazopka. Sie plaudern und scherzen und scheinen mit ihrem Los zufrieden zu sein. Einige haben sich ein Feuerchen angezündet und brauen sich ihren geliebten Herbatka, ohne den der russische Soldat unentbehrlich ist. Andere scharen sich um den großen Brunnen und waschen sich gründlich. Man denke nicht etwa, daß die Seife bei ihnen eine untergeordnete Rolle spielt. Wir fanden in verlassenen russischen Schützengräben große Stücke Seife in Masse. Nur wußten wir nicht, ob die ehemaligen Insassen des Grabens zu viel davon hatten oder gar keiner bedurften. Es scheint, daß sie Seife geliefert bekommen.

Nun müssen die Gefangenen antreten, zu vieren hintereinander, gesondert nach Regimenten. Sie werden eingehend befragt nach allem, was einen deutschen Oberführer interessieren kann und was zur Durchführung seiner Pläne von Wert ist. Im allgemeinen herrscht bei den meisten Gefangenen große Unkenntnis über die Vorkommnisse. Viele glauben, sie befänden sich bei Berlin. Von Geographie und Länderkunde haben sie keinen blässen Schimmer. Alle scheinen das, was sie wissen, sehr bereitwillig mitzuteilen. Sehr interessant war mir, daß einige im Range eines Leutnants stehende Gefangene von Beruf Schlosser, Mechaniker, Schreiner ufm. waren.

Das Verhör ist beendet, es wird nochmals genau gezählt, die Begleitmannschaften verteilt, und der Zug setzt sich in Bewegung. Wie eine Schlange wälzt sich der Trupp die Straße entlang, die Offiziere voran, die Fußkranken und Leichtverwundeten hinterher. Die Marschordnung läßt bald nach, denn die Russen sind nicht an sie gewöhnt; sie haben gelernt, noch Belieben zu gehen. Unsere Wajonette lösten ihnen aber Furcht genug ein, um die Kolonne nicht ganz aus dem Leim geben zu lassen, und mancher belam sie schon bei Widersetzlichkeit zu spüren.

„Sie müssen die Worte schärfer anfassen,“ sagte uns ein russischer Offizier. Um zu zeigen, wie es gemacht wird, verprügelte er einen Widerpenfigen gottschämmerlich; die anderen machten dabei ganz gleichgültige Gesicht.

Unsere Tornister lassen wir von den Gefangenen tragen. Dafür gibt man den Träger einige Pappros oder ein Stück Kleb (heißt Brot). Ueberhaupt: Kleba! Kleba! rufen sie oft. Sie scheinen alle sehr verhungert zu sein; aber wir können ihnen auch nicht helfen. Was wir haben, teilen wir mit ihnen, das ist alles, was man tun kann. Sie müssen schon warten bis zum nächsten größeren Proviantamt, denn vorn ist nichts für solche unbestimmte Zahl von

Effern vorgelesen. Dafür helfen die Bewohner der Dörfer, durch die wir kommen, aus. Sie scheinen schon zu wissen, was ihren Landsleuten nottut. Mit Körben kommen sie an, und im Nu ist alle Ordnung zum Teufel. Alles rennt und will zuerst ein Stück abbekommen. Ein Geschrei und Geschimpfe entsteht, so daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann. Auch große Kanonen mit Milch werden angebracht. Doch da sind wir ganz energisch: Erst wir, dann ihr! Milch trinkt fast jeder gern, so etwas bekommt man nicht alle Tage. Da nehmen wir uns erst unseren Teil. Uns Brot reichen wir uns nicht, davon haben wir genug; und wenn es anders wäre, ließe es unser Stab nicht zu, den Russen das merken zu lassen.

„Der Russe ist überhaupt nicht satt zu bekommen,“ jagte uns ein Deutschsprechender, „wir brauchen uns nicht über diese Kauferei zu wundern.“

Von Zeit zu Zeit wird Raß gemacht, alles lagert sich, die Begleitmannschaften zwischen den Gefangenen, man tauscht Rauchwaren aus und verständigt sich notdürftig mit ihnen durch Gebärdensprache. Es entwickelt sich überhaupt ein kameradschaftlicher Verkehr untereinander, bewundert auch einander, weil alles tapfere Soldaten sind. Die Geringschätzung des Gegners und der Spott über ihn liegt dem im Kampfe erprobten Soldaten überhaupt fern.

Soll übernachtet werden, so muß das, wenn der Trupp allzu groß ist, unter freiem Himmel geschehen. Die Begleitmannschaften wachen zur Hälfte mit Ablosung. Ist ein großes Dorf in der Nähe, so wird schnell festgestellt, ob alle untergebracht werden können; sie werden abgeteilt und rücken in die Scheune. Durch und um das Dorf gehen dann Patrouillen.

Die Offiziere werden unter allen Umständen in Quartieren untergebracht und müssen auch verpflegt werden, so lautet unsere Instruktion. Es ist schon vorgekommen, daß alles von deutschen Soldaten belegt war, für die russischen Offiziere muß aber Unterkunft geschaffen werden.

Wir hatten vor einiger Zeit einmal Wache in einem Dorfe. Ein Trupp Gefangener mußte auf dem Kirchhof übernachten. Die Offiziere wurden in der Wachtube mit untergebracht.

Bald sind wir mit unserem Transport in der nächsten Stappensstation angekommen. Wir zwanzig Mann haben 1500 Gefangene sicher an Ort und Stelle gebracht. Beim Abzählen wird festgestellt, daß keiner fehlt. Nun gibt es auch das geliebte Kleba. Wir haben unsere Aufgabe erfüllt; Landsturleute treten an unsere Stelle und bringen sie bis zur nächsten Etappe. So geht es weiter bis zur nächsten Eisenbahnstation. Erst jetzt hören Strapazen und Entbehrungen auf.

Kleines Feuilleton.

Was moderne Kriegswaffen kosten.

Moderne Kriegswaffen sind kostspielige Werkzeuge, und im Laufe der Zeit, besonders aber in der allerjüngsten Vergangenheit, sind die Kosten ihrer Herstellung durchgängig noch erheblich gestiegen. Was den französischen Staat seine Kriegswaffen kosten, darüber gibt Daniel Bellet im „Economie Française“ einige interessante Mitteilungen. Das französische Gewehr kostete früher bei der Herstellung in den Staatsfabriken rund 50 Fr. das Stück, während die Privatwerkstätten das selbe Gewehr nicht unter 72 bis 75 Fr. zu liefern vermochten. Da aber noch vor dem Kriege durch neue gesetzliche Bestimmungen die Arbeitszeit in den Staatsfabriken eine Herabsetzung erfahren hat, so ist damit auch der Erstellungspreis des französischen Gewehres erheblich gestiegen, das den Staat nun auf 75 Fr. zu stehen kam. Um ganz andere Summen handelt es sich natürlich bei den Geschützen. Das französische 7,5-Zentimeter-Geschütz erfordert einen Kostenaufwand von rund 15 000 Fr.; rechnet man aber was an Wagen zum Geschütze gehört dazu, so erhöht sich der Preis noch ganz wesentlich, so daß eine Batterie von vier solchen Geschützen ein Kapital von etwa 120 000 Fr. darstellt. Da der französische Staat genötigt ist, die Rohmaterialien bei Privatlieferanten einzukaufen, so kommt ihm eine solche Batterie auf 150 000 Fr. zu stehen. Noch viel teurer sind die schweren Schiffsgechütze, und auf diesem Gebiete ist Frankreich unvorteilhaft dadurch bekannt, daß es teurer baut, als irgend ein anderes Land. Bellet zieht daher in diesem Falle auch flugerweise lieber die Kosten der englischen Kriegsschiffe heran. Ein moderner englischer 20 000-Tonnen-Schlachtskreuzer vom Typus des „Reptun“ erfordert einen Kostenaufwand von rund 33,5 Millionen Mark. Vor zwei oder drei Jahren stellten Fachmänner eine Rechnung auf, wonach eine Kriegsschiffe von beiläufig einer Million Tonnen einen Wert von etwa 2 1/2 Milliarden Mark darstellte. Indes haben sich seit der Zeit dieser

Berechnung die Kosten bereits wieder wesentlich erhöht. Wenn der durch sein Mißgeschick sehr bekannt gewordene englische Schlachtskreuzer „Lion“, nur etwa 42 Millionen Mark gekostet hat, so wird sein jüngerer Bruder, die „Australia“, England bereits auf über 53 Millionen Mark zu stehen kommen.

London unter dem Zeppelin-Eindruck.

Mit dem amerikanischen Dampfer „Philadelphia“ kam in New York kürzlich die finnische Genossin Aino Malmberg an, die, aus Finnland vertrieben, in den letzten Jahren in London lebte. Die Art und Weise, wie sie von der englischen Regierung behandelt wurde, bewog sie, England, dessen Volk sie liebt, auf die Dauer des Krieges den Rücken zu kehren. Die Genossin Malmberg befand sich unter den ersten aus England ankommenden Passagieren, die die Bombardierung des Bergens Londons durch deutsche Luftschiffe miterlebte hatten. Von New Yorker Zeitungsberichterstattungen über die mannigfaltigsten Dinge befragt, erzählte sie: „Die Leute werden durch diese Zeppelinüberfälle in Schweden gelegt. Wie kann es auch anders sein? Die Nachrichten werden ihnen soviel wie möglich vorenthalten, aber sie wissen, wie viele Freunde sie verloren haben. Zuerst herrscht natürlich nur Aufregung. Ich wußte aus persönlicher Erfahrung, wie es ist; man fählt nur Interesse. Der Ueberfall dauert nur ungefähr 20 Minuten, aber wenn man dann den Schaden sieht, der angerichtet wurde, wird man sich der schrecklichen Sache bewußt.“

Eine Bombe schlägt in ein Haus ein, und das Haus ist ver-schwunden. Die Bombe in der Queen's Square traf die Mitte des Platzes. Sie könnte sie kaum genauer getroffen haben, wenn man die Stelle abgemessen hätte. Dieser Platz ist etwa so groß wie Gramercy Park und von großen Hotels und Spüalern, dem homöopathischen und einem anderen, umgeben. Von der Gewalt dieser Bombe wurde jedes Städtchen Glas in jedem von diesen großen Gebäuden zertrümmert; nicht ein Städtchen blieb übrig und große Löcher wurden in die Mauern gemacht.

Durch die Bombe, die auf einen Omnibus fiel, verschwand der Fahrer buchstäblich. Er war nicht mehr da. Später fand man einen Arm im Kermel einer Uniform und man wußte, daß es seiner sein mußte; aber das war auch alles, was von ihm übrig geblieben war. Eine Bombe fiel auf die Mitte der Straße und schlug fast bis zur Untergrundbahn durch, aber die Polizei bildete sofort einen Kreis darum, um die Leute daran zu hindern, den wirklichen Schaden zu sehen, und um sie vor dem Schrecken zu bewahren.

In London herrscht eine große Empörung, weil der wahre Sach-verhalt unterdrückt wird. Die wirkliche Zahl der Getöteten oder die Orte werden nicht angegeben. Man behandelst das Volk wie die Kinder. Ich liebe England und das englische Volk und es schmerzt mich im Grunde meiner Seele, daß dieses System eingeführt wird. Ich bin eine Finnländerin, ein russischer Untertan, und alle mir geschickten Briefe werden zuerst der russischen Gefandtschaft eingehändigt, um zu sehen, ob etwas darin steht, wogegen die russische Regierung etwas einzuwenden hätte. Ich konnte es nicht länger aushalten. Wenn man bedenkt, daß England, das freieste der Länder, dies tut! In Rußland ist es anders; denn dort erwartet man so etwas, aber nicht in England. Das englische Volk ist würdevoll und nüchtern. Es würde alles vertragen. Es ist kein Grund vorhanden, ihm die Wahrheit vorzuenthalten.

Die Trauer Englands ist schrecklich. Hyde Park, gewöhnlich der Schauplatz der Fröhlichkeit und der schönen Gewänder, zeigt jetzt nur noch schwarze Kleider und traurige Gesichter, und bei einem Dinner ist es dasselbe. Alles geht schwarz gekleidet, jeder hat Freunde verloren und jeder ist traurig.“

Notizen.

— Ein deutsches Theater in Liban. In Liban wird das deutsche Theater demnächst von seinem früheren deutschen Direktor Josef Ditscher wieder eröffnet werden.

— Professor Masaryk in London. Der tschechische Professor Masaryk, der durch umfangreiche Schmäler über den Marxismus und neuerdings über russische Soziologie auch in Deutschland bekannt wurde, soll eine stauische Professur in London erhalten. Masaryk war früher Professor an der Prager Universität, siedelte aber nach Kriegsausbruch in die Schweiz über. Da unsere Meinung über ihn schon vor dem Kriege feststand, kann sie jetzt ruhig wiederholt werden: Masaryk ist ein typischer Konfusionsrat des beliebten Einerseits—andererseits.

her schwiegen sich aus. Ohne den anonymen Brief hätte er vielleicht sein Leben lang an der Seite dieser Dirne hingebraht, die ihn so schmählich betrog. Er stieß ein schneidendes Lachen hervor. Das war der Lohn für seine Anständigkeit und seinen Fleiß! Aber er würde töten. Es würde Blut stehen. Und indem er sein Messer aus der Tasche zog, wie an jenem Abend, wo er Hilla verlassen hatte, als sie sich zum erstenmal getroffen hatten, hieb er heulend auf die geschlossenen Fensterläden einer Hütte ein.

Woh! dem Vorübergehenden, der in diesem Augenblick seinen Weg gekreuzt hätte!

Beim „Rohren Johann“, der Kneipe am Eingang des Marktplatzes, beruhigte er sich, begab sich geradwegs zu Aryn Klip.

Die zehnte Stunde schlug von dem hohen Turm von Norderbratel herab, als er seine nageibschlagenen Schuhe auf den Kieseln der Brüsseler Chaussee dröhnen hörte. Eine Anwandlung von Weidmütigkeit überkam ihn; vielleicht war es der Zauber der Heimaterde. Ach, warum hatte Hilla ihn betrogen! Alles, was ihm am Tage vorher fester Entschluß gewesen war, es zeigte sich mit einem Male in einem milderen Licht. Nur irgend eine Herzbeklemmung blieb, eine unüberwindliche Angst vor dem Unbekannten.

Ein Windstoß sauste durch die Bäume. In den Beg-senkungen trockneten trübe Wassertümpel. Den Stragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen strich er an den schlummernden Häusern hin. Von neuem übermannte ihn seine Pein. Von den Herdseuern her vernahm er das Gemurmel fröhlicher Stimmen. Er sah Hilla, wie sie in irgendeinem Birthauswinkel mit dem Harmonikaspieler von Sulfique klafferte.

Aber da trat die Frau des Uhrmachers Wilsa aus ihrem hellen Laden hervor, um die Holzläden des Schaufensters zu schließen, und er drückte sich in weitem Bogen um sie herum.

Erinnerungen bestürmten ihn. Die Häuser, die Straße, der Platz riefen ihm, manchmal mit peiniger Genauigkeit, die Einzelheiten seines früheren Lebens wach. Da war die Freitreppe der Mairie. Eines Morgens, als er 20 Jahre alt war, war er schreiend und trampelnd da herabgestürzt gekommen, um dem alten Jesus in die Arme zu fallen, der auf ihn wartete. Er hatte in der Lotterie die höchste Nummer gewonnen. Ein Stück weiter ab gähnte in einem dunklen Winkel des düsteren Hofes der Langjaal des „Brummbären“. Vor zwei Jahren hatte er dort bei einem Paar einen Wal-

lonen niedergeschlagen, der Hilla, während sie mit ihrem Bruder Nektor tanzte, in frecher Weise angeblinzelt hatte. Ach, was hatte er um ihretwillen schon für Wutanfälle gehabt!

Um ihr zu gefallen, hätte er selbst den Tod nicht gescheut; um sie zu behalten, hätte er wohl gar das Schafot bestiegen. Schon damals hatte er sie mit einer wilden Eifersucht angebetet. Keine Schenke des Städtchens, die ihn nicht an eine sonnige Liebesstunde erinnerte. Jährlich aneinander geschmiegt hatten sie aus demselben Glase getrunken, hatten miteinander geküßert und Atem und Blute vereint, während ihre Gesichter in hochroten Muten standen. Die Wärme, die ihr Wiederhauchte, wärmte ihm noch die Haut. Drei Wochen vor der Hochzeit hatte er sie in alle Schenken, die sich rings um die Kirche herum befanden, geführt, den Beutel straff von französischem Gold, das er in seiner guten Laune ab und zu mit der Hand hatte klirren lassen. Er wollte, daß Hilla, das schönste Mädchen der Gegend, auch die schönste Ehefrau sein sollte, die man je gesehen hatte. O, hatte sie ihn mit ihren Einfällen geschöpft! Sie brauchte einen Nodelhut, wünschste Handschuhe, ein blaues Tuchkleid, kleine, rote Lederschuhe mit vergoldeten Schnallen, Rämme mit künstlichen Edelsteinen, ein silbernes Kreuz, eine Brosche, einen Haufen von Krimdkrams, den er ihr, guter Kerl der er war, ohne weiteres Murren bezahlt hatte; denn er hatte sie ja genommen, wie sie ging und stand. Und als er das Gehld des Schuhmachers Schinkel wiedersah, der Wäschenhärlin Wupf, der Schneiderin Ferustschek, des Goldschmiedes Wilsa, gedachte er der großen Ausgaben, die er bei jedem dieser Händler gemacht hatte, um die Dirne vom Kopf bis zum Fuß auszustaffieren, die ihn so schmählich zum Narren gemacht hatte.

Der Nordwind trieb ihn einen jähen Stoß seiner Nadeln ins Gesicht. Er gelangte auf die Wiesen. Das schwache Licht, das er da unten sah, erhellte sicherlich die Abendunterhaltung seines Freundes Aryn. Er spürte den Antrieb, sobald wie möglich dort zu sein, und er beschleunigte seine Schritte. Ab und zu blinkte eine Lache von der flackernden Flamme einer Petroleumlaterne, die am Giebel eines alten Hauses baumelte. Der Mond legte einen Silberschimmer auf das dunkle, schmalblättrige Laub des Weidengebüßes.

Beim Weiler Chasseur begegnete Souhe einer Schar von Masten, stillen Wurfen, die Krumstab und Nitra der Wager trugen. Sie boten den traurigen Eindruck einer Schar von Gespenstern. (Fortf. folgt.)

Rotes Vlamenblut.

47] Von Pierre Broodcoorens.

Im Vorübergehen erkannte er die Häuser mit ihren geneigten Dächern, ihren wie Hände vorspringenden Lehmwänden hinter den kahlen Haselnussbüschen. Eine eifige Stille betäubte das Herz der Welt. Die Lichter in der Ferne waren verschwunden; außer einigen zur rechten in dem Tal, wo sie sich zu einer kompakten Gruppe häuften, die Bürgerhäuser von Norderbratel. Mit sicheren Schritten strebte er auf sie los. Er ging längs der schorfigen Anhöhe hin, die die Mühle von Michelbete mit ihrem Schattenriß beherrschte, der sich groß und düster, zackig vom Himmel abhob. Nach einer halben Stunde überschritt er den Markt von Norderbratel.

Jetzt fing er an, ernstlich zu überlegen. Er fragte sich, ob er nicht unnütz seine Zeit verlieren würde? Gewiß, eine unwiderstehliche Macht hatte ihn beim Empfang des anonymen Briefes niedergeschmettert, ihn nach Hause getrieben. Doch in dieser Epiphaniasnacht, wo die heiligen drei Könige ihrem Stern nach Betlehem folgten, würde er in ihr wirklich das erfahren, was er wissen wollte? Würde er die Möglichkeit erhalten, sich zu rächen? Und wie? Wo? Er konnte es nicht ohne die volle Gewißheit seines Clendes zu haben. Im Abgrund des Hin und Wider seiner Gedanken knirschte er mit den Zähnen. Welche Nachforschung von Erfolg konnte er anstellen? Würde er sich nicht verdecken wie ein Wildbiß? Und Aryn Klip? Er konnte auf ihn zählen. Aber würde er etwas sagen? Und so geschah er sich auch verborgen halten mochte, sicher würde sich in ein paar Tagen das Gerücht seiner Ankunft verbreiten. Man würde sich über ihn lustig machen. Und das durfte er keinen Preis gefehen. Auf der anderen Seite würde er nicht auf die gleiche Weise nach Bracquegnies Gros-Jean zurückkehren können. Nur ein Skandal mehr dann! Er würde Hilla ausfragen, würde Yannah zwingen zu sprechen. Und noch einmal fing ihn die Furcht, sich lächerlich zu machen. Wenn seine Schwägerin listig genug war, ihm auszuweichen, wie sie es schon getan, so würde sie sich von seinen Fragen nicht überrumpeln lassen, so sehr er sie auch in die Enge treiben würde. Eine Kaserne stieg ihm zu Kopf. Er fühlte sich schwach, umgeben von listigen Feinden, ohne eine Möglichkeit, sich zu wehren. Mitwissende um ihn

